Bezugspreis: Für Dresden vierteljährlich 2 Mark 50 Pf., bei den Kaiserlich deutschen Postanstalten vierteljährlich 3 Mark; außerhalb des Deutschen Reiches Post- und Stempelzuschlag. Einzelne Nummern: 10 Pf.

Erscheinen: Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends. Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

Dresdner Journal.

Ankündigungsgebühren: Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf. Bei Tabellen- und Ziffernsatz entsprechender Aufschlag.

Herausgeber: Königliche Expedition des Dresdner Journals Dresden, Zwingerstr. 20. Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

№ 248. Freitag, den 23. Oktober, abends. 1896.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Auf Grund von § 6 der Verordnung vom 16. September 1856 wird hiermit bekannt gemacht, daß die zum Geschäftsbetriebe im Königreich Sachsen mit dem Sitze in Dresden zugelassene Magdeburger Lebensversicherungsgesellschaft zu Magdeburg die Städte Dresden und Leipzig als Sitze für ihren Betrieb erwählt hat.

Dresden, am 19. Oktober 1896.

Ministerium des Innern,
Abtheilung für Ackerbau, Gewerbe und Handel.

8834 **Bodel.** Edelmann.

Ernennungen, Versetzungen rc. im öffentlichen Dienste.

Departement der Finanzen. Verwaltung der Zölle und indirekten Steuern. Befördert: der Zollassistent von Malachowski zum Zollsekretär in Terschen, der Zollassistent Graf zum Zollsekretär in Riesa, der Steueraufseher Dornig zum Untersteuereinnehmer in Pulsnitz, der Steueraufseher s. d. B. Höfer zum Bureauassistenten bei der Zoll- und Steuerdirektion, der Obersteueraufseher Schneider zum Oberkontrolassistenten in Grimma, der Steueraufseher s. d. B. Unger zum Zollassistenten im Weipert-Bärenstein, der Steueraufseher s. d. B. Dreißig zum Zollassistenten in Oschatz, der Grenzaufseher s. d. B. Böhme zum Zollassistenten in Klingenthal, der Grenzaufseher s. d. B. Pfund zum Nebenzolleinnehmer in Wernitzgrün, der Grenzaufseher s. d. B. Reichert zum Obergrenzaufseher in Klingenthal. — Versetzt: der Oberkontrolassistent Schneider in Grimma als Steuereinnehmer nach Nossen, der Zollassistent Kändler in Chemnitz als Steuereinnehmer nach Oederan, der Zollassistent Günther in Oschatz als Steuereinnehmer nach Bischofswerda, der Nebenzolleinnehmer Imme in Wernitzgrün als Untersteuereinnehmer nach Dohna, der Zollassistent Süß von Terschen nach Dresden, der Zollassistent Kayser von Riesa nach Leipzig, der Zollassistent Ebermann von Klingenthal nach Dresden, der Zollassistent Fischer von Bärenstein-Weipert nach Chemnitz, der Obergrenzaufseher Kühle in Klingenthal als Obersteueraufseher nach Großenhain. — Angestellt: der vormalige Vicewachtmeister beim Trainbataillon Dragula, der Proviantmagazin-Aufseher Schumann, der Vicefeldwebel Grundmann, der vormalige Trompeter (Sergeant) Lämmerhirt und der Sekondelieutenant a. D. Wagner als Grenzaufseher. — Pensionirt: der Zollsekretär Meltzer in Dresden, der Zollsekretär Hatzmann in Freiberg, der Steuereinnehmer Bretschneider in Nossen, der Steuereinnehmer Rinck in Bischofswerda, der Steuereinnehmer Röbert in Oederan, der Untersteuereinnehmer Perl in Dohna, der Bureauassistent bei der Zoll- und Steuerdirektion Blobel, der Steueraufseher Krahl in Dresden. — Auf Ansuchen entlassen: der Grenzaufseher Grundmann in Schandau. — Entlassen: der Grenzaufseher Neuhäuser in Taubenheim. — Gestorben: der Zolleinnehmer Irmler in Nimburg.

Dem juristischen Hülfsarbeiter bei dem Hauptzollamte Leipzig, Referendar Meyer, ist das Dienstprädikat Assessor verliehen worden.

Der prädizirte Forstassessor Simmig ist zum etatmäßigen Forstassessor und Verwalter des Halbendorfer Reviers im Forstbezirke Dresden ernannt worden.

Bei der Postverwaltung sind ernannt worden: Stendner, zeither Ober-Postdirectionssekretär, als Postkassirer in Leipzig; Schwieder, zeither Ober-Postdirectionssekretär, als Postkassirer in Döbeln.

Nichtamtlicher Teil.

Die Auflösung der bulgarischen Nationalvertretung

ist gestern erfolgt und die Ausschreibung von Neuwahlen wird nicht lange auf sich warten lassen, da der Tag des alljährigen Zusammentritts der Sobranje — 27. November — gesetzlich vorgeschrieben, also nicht mehr viel Zeit zu verlieren ist. Der Wahlfeldzug wird demnach von kurzer Dauer sein, aber um so leidenschaftlicher geführt werden. Dem Ministerium Stoilow ist bei der Neugestaltung der Parteiverhältnisse daran gelegen, eine für die Fortsetzung der bisherigen gemäßigt russenfreundlichen Regierungspolitik günstiggestimmte Mehrheit in der Sobranje zu erhalten und der Gefahr vorzubeugen, daß der Fürst, den goldenen Mittelweg verlassend, auf die Ratschläge Zankows und Karawelows zurückgreife, welch' letztere betreffs der Bulgarien einzig und allein glücklich machenden Politik russischer denken als die Russen selbst. Zur Beleuchtung dieses kühnen Entschlusses des Ministerpräsidenten Stoilow geben wir nachstehend einen Bericht wieder, der uns gestern aus der bulgarischen Hauptstadt zugegangen ist:

Wie bekannt, hatten Stoilow und seine Kollegen schon vor zwei Monaten auf dem Sprunge gestanden, ihrer Ministerthätigkeit zu entsagen, da sie in der Emigrantenfrage sowohl untereinander wie mit dem Fürsten Ferdinand verschiedener Meinung waren. Doch wurden die Differenzen durch Vertagung dieser Frage vorderhand beigelegt, die Emigranten blieben vorläufig in Rußland und Stoilow und seine Kollegen in ihren Ämtern, nachdem Fürst Ferdinand sich auch mit dem ungebärdigen Kriegsminister Petrow verständigt hatte. Nur Natschewitsch ging damals über Bord, ein Opfer mußte den hitzig drängenden Russenfreunden gebracht werden.

Die Beruhigung hat aber nicht lange gedauert, die Emigrantenfrage ist jetzt wieder hervorgeholt worden, die stärkste Fraktion in der Regierungsmehrheit — die Unionisten — hat darauf gedrängt, die Angelegenheit im Sinne der „russischen Forderung", d. h. durch vollständige Rehabilitierung der emigrierten Offiziere und deren Wiederanstellung im Heeresdienste in den ihnen zukommenden höheren Stellungen, endgiltig zu erledigen. Wenn der Ministerpräsident bis zum 15./27. November, der Eröffnung der Nationalvertretung, diesem Verlangen nicht Folge geleistet haben sollte, würden die Unionisten in das Lager der Opposition übergehen und im Verein mit den Anhängern Zankows und Karawelows ihrer Forderung Geltung verschaffen. Stoilow steht infolgedessen vor der Wahl, entweder den Fürsten wegen der Emigrantenfrage zu einem Bruch mit Petrow zu nötigen, oder aber von ihm die Bevollmächtigung zur Auflösung der Sobranje zu erteilen, um noch rechtzeitig für eine Erneuerung derselben vorsorgen zu können. In der nächsten Umgebung des Fürsten befürchtet man, daß in diesem letzteren Falle die Unionisten und die extrem russophilen Fraktionen Zankow und Karawelow eine regierungsfeindliche Mehrheit erlangen würden, worauf die Krisis gleich wieder vorhanden und die Bildung eines Kabinetts Zankow-Karawelow kaum zu verhindern wäre. Fürst Ferdinand möchte allerdings gerne das Ministerium Stoilow über die Schwierigkeit hinwegbringen, ohne eine dieser beiden radikalen Entscheidungen zu treffen. Anderseits ist es unzweifelhaft, daß er sich schließlich doch für die ihm von Rußland nahegelegte Lösung der Emigrantenfrage entscheiden muß, wenn alle Versuche, einen rettenden Mittelweg zu finden, erschöpft sein werden. Vorläufig hüllen sich seine russischen Ratgeber, wie auch die russische Presse, in ein übrigens sehr beredtes Stillschweigen, um nicht die „böse Absicht" zu verraten, daß sie den Fürsten und seine Minister in unangemessener Weise beeinflussen wollten. Man will auf dieser Seite absolut den Verdacht vermeiden, als mache die russische Diplomatie in Sofia einseitige russische Politik. Nach der Aussöhnung mit Bulgarien sollte letzteres in voller Unabhängigkeit auch von Rußland seine innerpolitischen Angelegenheiten ordnen, natürlich unter der Voraussetzung russischerseits, daß Bulgarien künftighin unentwegt an der wiedergewonnenen Freundschaft mit Rußland festhalte. Der bulgarischen Regierung sollte es überlassen bleiben, mit den Resten des ehemaligen Regimes Stambulows aufzuräumen, wie es ihr am zweckmäßigsten erscheinen möchte. Doch giebt es für die Regierung in Bulgarien keine eigentliche Freiheit und Unabhängigkeit in ihrem innerpolitischen Wirkungskreise, weil sie bei allen ihren Vorkehrungen den Eindruck derselben auf Rußland in Rechnung stellen muß. Im gegebenen Falle wird von russischer Seite auf Stoilow kein formeller Druck ausgeübt, und Fürst Ferdinand kann unbesorgt um die Erhaltung des russischen Wohlwollens an der Emigrantenfrage herumkünsteln, wie er es für gut erachtet, aber er kann anderseits diese Frage nicht zu einer endgiltigen Lösung bringen, die ihn als rückfälligen Bekenner der Stambulowschen Lehre über die wahre Selbständigkeit und Unabhängigkeit des bulgarischen Staates erscheinen ließe.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas

hat Gouverneur v. Wißmann vorgestern in Berlin in einer Versammlung der Internationalen Gesellschaft für vergleichende Rechtspflege und Volkswirtschaftslehre einen Vortrag gehalten, aus dessen Inhalt wir nach der „Post" folgendes hervorheben:

In seiner einleitenden Betrachtung über die Art und Weise der Kolonisation ging der Vortragende auf eine im Kolonialrat gemachte Äußerung von der „nervös hetzenden Kolonialpolitik" ein. „In der That", sagte er, „wir werden durch die Fülle der Vorschläge und Wünsche und Meinungen, die sich auf uns häufen, und in denen so vielfach einfach Unmögliches von uns verlangt wird, wirklich zu einer hetzenden, überhasteten Arbeit da draußen angetrieben. Ein mehr langsam aber sicher und stetig fortschreitendes Kolonisieren entspricht aber, wie uns ein Blick auf die Kolonisation anderer Länder auch zeigt, besser dem Begriffsvermögen der Bevölkerung als jene nervöse Überstürzung, mit der zu arbeiten wir jetzt gezwungen werden. Leider hält das Kapital, welches sich zur Verfügung stellt, nicht Schritt mit den Anforderungen, die an uns gestellt werden."

Der Vortragende ging dann auf die Frage der Besiedelung Deutsch-Ostafrikas ein. „Vor einiger Zeit habe ich eine Reise in Indien gemacht und bin dort zu der für mich sehr überraschenden Überzeugung gekommen, daß Indien nicht nur nicht zu großen Hoffnungen berechtigt, sondern daß es mir sogar minderwertiger erscheint als unser Ostafrika. Wo liegt nun das Hindernis für uns, daß wir aus Ostafrika noch nicht das machen konnten, was die Engländer aus Indien gemacht haben? Zunächst in der Bevölkerung, in ihrer geringen Zahl, ihrer geringen Intelligenz und in ihrer außerordentlichen Bedürfnislosigkeit. Daß sich die Zahl der Bevölkerung heben wird, dafür bietet schon der Umstand Gewähr, daß wir und überhaupt der Kolonie angenommen haben. Die vielen Kriege werden aufhören. Der Sklavenraub hat so gut wie aufgehört, und der Kindermord, der nicht zum wenigsten eine Ursache der geringen Bevölkerungszahl ist, wird mit allen Kräften eingedämmt. Zur Erzielung einer stärkeren Bevölkerung könnte man einmal der Idee der Besiedelung mit Indiern und malayischen Kulis näher treten. Indien ist in einigen Teilen bekanntlich enorm bevölkert. Ich glaube nicht, daß sich gerade in Zeiten von Hungersnöten die Engländer diesem Vorschlag sehr abgeneigt zeigen würden. Es müßten allerdings nicht handeltreibende, sondern ackerbautreibende Indier aus dem Süden sein, die bei uns äußerst günstige Bedingungen für ihr Fortkommen finden würden. Es ist auch von Besiedelung durch Chinesen gesprochen worden. Dem steht aber der Umstand entgegen, daß der so wie so schon sehr sparsame Chinese mit seinen Ersparnissen wieder in die Heimat zurückkehrt, also aus der Kolonie nur Gewinn zieht. Eine höhere Intelligenz kann man der Bevölkerung durch Heranziehung zur Arbeit anerziehen. Der schlimmste Gegner der Arbeit des Negers bleibt aber doch die Bedürfnislosigkeit. Der Neger sorgt nur für das Allernotwendigste zum Leben. Als Mittel, diese Mängel zu beseitigen, wäre nun eine, von mir zwar noch nicht direkt vorgeschlagene, Kopf- oder Haus- oder Feuerstellensteuer geeignet, also eine direkte Steuer. Eine indirekte verhetzt die Bevölkerung nicht. Sie giebt ihr nur Anlaß zur Beunruhigung. Die vorgeschlagene Steuer würde gern bezahlt werden. Denn Neger, Araber und Indier wissen sehr wohl, daß wir für sie sorgen und sie schützen, und sie erkennen die Notwendigkeit einer Gegenleistung an, wie ja überhaupt fast jeder Wilde ein äußerst feines Gefühl für Gerechtigkeit und für Nehmen und Geben besitzt. Die Durchführung dieser Steuer würde allerdings zunächst alle Kräfte der Regierung in Anspruch nehmen und in Anbetracht der uns jetzt zur Verfügung stehenden Regierungsorgane nur langsam von statten gehen. Die Regierungsorgane würden durch diese Steuer gezwungen, dem Neger näher zu treten. Jetzt kommen sie höchstens bei der Schlichtung von Streitigkeiten rc. mit ihm in Berührung. Im allgemeinen ist der Neger jetzt sich selbst überlassen. Die eingeborenen Autoritäten müßten bei Einführung der Steuer möglichst in Anspruch genommen werden. Am höchsten wären die Inder, weniger die Araber, am geringsten die Neger zu besteuern. Es giebt nur ein Erziehungsmittel für den Neger Afrikas, und das ist die Arbeit. Den größten Teil der Bewohner Ostafrikas bilden die Bantuneger, ein Volk mit sehr leichtem, oberflächlichem Charakter. Wie der Bantu ein schlechter Mohammedaner war, ist er ein schlechter Christ, und er hört auf Christ zu sein, sobald er den Missionar verläßt. Ich habe einmal darauf hingewiesen, wie die katholischen Missionen in dieser Beziehung richtiger vorgehen, indem sie sagten: Labora et ora und nicht Ora et labora! Es ist auch in vielen evangelischen Missionen in den letzten Jahren dauhaus in diesem Sinne gearbeitet worden, was ich dankbar anerkenne. Ein Mittel zur Erziehung des Negers zur Arbeit ist jene Kopf- oder Hausteuer, die entweder in Bargeld oder in Naturalien oder in Form von Arbeit eingezogen werden kann. Leistet der Neger sie in Naturalien, so müssen doch Käufer dafür vorhanden sein. Handel und Verkehr werden sich beleben. Wenn der Neger erst sieht, daß wichtige Kulturpflanzen gut bezahlt werden, wird er nicht mehr bloß Mais, Kartoffeln rc. anbauen, sondern auch solche Kulturpflanzen. Er wird dann zum Beispiel Erdnüsse, die wir ihm zur Anpflanzung übergeben haben, nicht mehr auffressen, um sich auf möglichst bequeme Weise der Arbeit zu entziehen. Kann der Neger dann auch sein Vieh vorteilhaft verkaufen, wird er sich mit größerem Eifer der Viehzucht hingeben. Die Form der Steuer in direkter Arbeit würde sehr vorteilhaft sein für die Ausgestaltung der afrikanischen Verkehrswege, für Anlegung von Eisenbahnen. Auch die jetzt mit Schrecken genannte afrikanische Landarbeiterfrage würde sich dadurch besser regeln. Dem Plantagenbesitzer würde dadurch eine sehr wichtige Erleichterung erwachsen. Jetzt laufen ihm die unbeteiligten Neger aus der Arbeit, sobald sie einige Rupies beisammen haben, und der Plantagenbesitzer ist auf die teueren Kuli angewiesen."

Major v. Wißmann kam sodann auf die Besiedelung deutscherseits durch Europäer und Heranziehung europäischer Arbeitskräfte zu sprechen. „Ich habe mich schon mehrfach gegen die Kolonisation mit kleinen Landwirten, Bauern rc. ausgesprochen, aber stets nur vorläufig. Nach meiner Überzeugung sind wir auch jetzt noch nicht so weit, daß wir einen solchen Versuch machen können. Ich behaupte, daß wir in Ostafrika noch nicht einen Fuß breit Boden haben, von dem wir sagen können, er liege absolut gesund. Wir haben noch keine sicheren Mittel gegen Malaria und Dissenterie, jene Haupfeinde des Europäers. Wenn wir 50 Bauern hinausschickten, die zwei Monate zu ihrem Platz zu marschieren und sich Holz zu schlagen hätten, wären binnen Jahresfrist 25 davon tot. Und dann würde Hr. Eugen Richter im Reichstage wieder sagen: „Ja, man weiß ich, warum wir Kolonien haben, nämlich um die Leute bequemer begraben zu können!' Und nicht mit Unrecht! Wenn wir erst bessere Verkehrswege und Eisenbahnen haben werden, wenn auch sonst gute Vorbereitungen für den Empfang der Kolonisten getroffen sein werden, dann sieht die Frage schon ganz wesentlich anders. Selbstverständlich ist es, daß die Forschungen über gute Vorbedingungen zur Kolonisation fortgesetzt werden müssen. Für den Europäer bleibt nur der Plantagenbau, der Handel, die Viehzucht und die Ausnützung der Bodenschätze. Mit der Hacke kann er nicht arbeiten. Der Plantagenbau ist leider nur auf kleinere Bezirke des riesigen Gebietes angewiesen, zunächst nur auf Gebirgsgegenden und auf das große Delta des Rufidji. Das Land Usambara ist bekanntlich im Sturm genommen worden für Plantagenzwecke. Wir haben nur noch wenig frei. In Usambara kann nunmehr die Kultur des Tabaks als gescheitert, die des Kaffees aber als vorzüglich gelungen betrachtet werden. Für Tabak scheint aber trotzdem noch Platz zu sein. Der schwarze Boden des Rufidji-Deltas soll dem von Java gleichkommen. Die hier angestellten Versuche haben freilich, was die Qualität betrifft, enttäuscht: Kenner aber versichern, daß der Tabak hier viel verspreche. Den Handel, und zwar den Kleinhandel haben jetzt die Inder in den Händen. Es wird sich dagegen nicht aufkommen lassen. Der Europäer kann mit ihnen nicht konkurrieren. Vom wirklichen Elfenbeinhandel kann nicht mehr die Rede sein, da der Elefantenbestand bei uns gar zu gering ist. Bei Ausnützung der Reichtümer des Bodens, die noch für den Europäer in Betracht kommt, kann man große Hoffnungen auf gute Kohlenlager in Ostafrika setzen. Ob und wie weit sie abbaufähig sind, ist freilich noch nicht erwiesen. Gold ist ebenfalls gefunden worden. Ich selbst habe dort einmal Gold gewaschen, aber in so geringer Quantität, daß an Abbau nicht zu denken ist. Ein gar nicht zu unterschätzender Reichtum sind die Wälder. Besonders wertvoll ist das Mangrovehol, das einzige, das den Termiten

Kunst und Wissenschaft.

Aus Julius Grosses Lebenserinnerungen.

I.

Unter dem Titel „Ursachen und Wirkungen", Lebenserinnerungen von Julus Woldemar Grosse hat ein Poet, den die Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu den „Münchenern" zählt, ein Schriftsteller, dessen Werke schon eine stattliche Reihe von Bänden umfassen und der an den litterarischen Entwickelungen des Halbjahrhunderts von 1845—1895 thätigen und leidenden Anteil genommen hat, soeben (Braunschweig, bei George Westermann) ein autobiographisches Werk erscheinen lassen, auf das die Aufmerksamkeit weiter Kreise gelenkt und das ganz sicher zu den eigentümlichsten und inhaltreichsten Büchern der letzten Jahre gerechnet zu werden verdient. Der Verfasser, der als Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung während einer Reihe von Jahren seine Heimat auch in Dresden gefunden hat, dessen Tragödie „Tiberius" auf der Dresdner Hofbühne aufgeführt wurde, zählt in unserer Stadt Freunde genug, die der Schilderung seiner Schicksale und Eindrücke ein lebhaftes persönliches Interesse entgegenbringen werden. Doch bedarf es dieses Freundesgefühls nicht, um den „Ursachen und Wirkungen" lebendigen Anteil zu widmen. Die Fülle der in dieser Selbstbiographie enthaltenen Lebensbilder, der fesselnden Erinnerungen und Beziehungen, ist eine so große, es ergeben sich so farbenreiche und anziehende Rückblicke auf deutsche Gesellschafts-Litteratur- und Kunstzustände um die Mitte des Jahrhunderts, es tauchen ganze Reihen bedeutender und interessanter Persönlichkeiten im Verlauf der Erzählung auf, sodaß die Lebensgeschichte auch dieses Strebenden immer wieder zum Weltbild im Kleinen wird und als solches ihren Reiz ausübt.

Julius Grosse wurde als der Sohn eines preußischen Militärgeistlichen, des späteren Konsistorialrats und Divisionspredigers Dr Grosse in Magdeburg, am 25. April 1828 zu Erfurt geboren. Charakteristisch ist, daß er sich, obschon durch die Versetzung seines Vaters bereits im fünften Lebensjahr nach Magdeburg gelangt, durchaus als Thüringer fühlt und betrachtet. Thüringer sind es, die er als Geistliche, als Bürgermeister kleiner Städte in langer Folge, von der Reformationszeit an, als seine Vorfahren erblickt. Der Großvater war Prediger im Dorfe Elxleben an der Gera, und der Enkel empfing dort früh die Eindrücke, die zum vollen Glück einer Knabenjugend gehören. „Elxleben, das unvergleichliche garten- und wiesenumgrünte Idyll — wie schimmert noch heute das weinumrankte Pfarrhaus gegenüber der Kirche an der langhingestreckten Hauptstraße als eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen, sei es als Ziel der hochwillkommenen Kirmesfahrt, oder der längeren Sommerfrische bei den Großeltern! Wie hoch und prächtig erschienen damals die kleinen, traulichen, sandbestreuten Stübchen, wie duftete es im ganzen Haus von frischem Kuchen und Obst. Großvater steht noch vor mir, im grauen Kaftan mit der weißen Zipfelmütze und dem ernsten strenggeschnittenen Rassekopf, dem Typus eiserner Willenskraft, aber auch unberechenbaren Jähzorns. Auch dich sehe ich noch, gute Großmutter, mit den weichen braunen Augen, der nickenden weißen Haube und den streichelnden Händen, wenn sie dem unruhigen Enkel eine rasselnde Truhe voll uralter Reichsmünzen zum Spielen gab. Dann der Hof mit dem Bienenhaus und dem Nußbaum und der Wurzgarten mit seiner Wildnis von Johannis- und Stachelbeersträuchen. Da sehe ich meinen kleinen Bruder sich aufrichten an einem Blumenstock und nahm es als ein Heldenstück, wenn ich mich heimlich davonstehlen konnte, zum Mäuerchen hinaus in die grenzenlose Wiese, wo Tausende von Blumen alle Sinne umfingen, oder weiter hinaus zum zweiten entlegenen Gras- und Obstgarten am Ende des Dorfes, ein unabsehbares geschlossenes Paradies mit fabelhaften rotgoldenen und dunkelblauen Früchten."

Diese Erinnerungen, dazu die an die vieltürmige Geburtsstadt mit ihren Gartenumgebungen, wurden aus freudigen zu schmerzlichen, als die Übersiedelung der Eltern nach Magdeburg erfolgte. Die thüringische Landschaft lebte wie ein verlorenes Paradies in der früh regen Phantasie des Knaben weiter. Ein schmerzliches Heimweh blieb ihm während der ganzen Jugendzeit an den flachen Ufern der Elbe. Der Gymnasiast wie der Student kannte nichts Schöneres, als die Rückkehr zu den Pfarrhäusern, in denen ihm da und dort Verwandte hausten. Auch die ersten leisen Anknüpfungen an die Litteratur ergaben sich dem Emporwachsenden hier. Ein besonders geliebter Oheim Grosses, Lossius, saß im parkumgebenen Dorfe Gispersleben bei Erfurt. Er war der einzige Sohn des Erfurter Diakonus an der Predigerkirche Kaspar Friedrich Lossius, dessen „Bildersaal" ehemals weit verbreitet war, dessen rührende Erzählung „Gumal und Lina" sich wohl noch in hundert alten Bibliotheken als ein denkwürdiges Zeugnis der Wirkungen Rousseaus auf deutsche Idealisten vorfindet und dessen sentimentale Romanze: „An einem Fluß, der rauschend schoß, ein armes Mädchen saß", mitten im Sturm und Drang, im gleichen Jahr mit Schillers „Räubern" entstand und volkstümlich wurde." Das geräumige urbehagliche Pfarrhaus mit seinen Tauben und Kaninchen im Stil einer Voßschen Idylle, wo ich auch in späteren Jahren oft köstliche Wochen verlebte, ist mir so unvergeßlich, wie die ehrwürdigen Gestalten des Ehepaares, in denen das Märchen von Philemon und Baucis erneuert erschien. Sie sind beide uralt geworden und über ein halb Jahrhundert war das kinderlose Pfarrhaus die gastliche Stätte rauschender Gesellschaft, merkwürdiger Menschen, zahlloser Anekdoten und reicher Festmahle. Onkel Lossius selbst zählte in jeder Beziehung zu den hochgebildetsten Mitgliedern seines Standes. Er hatte viel Kunstsinn und auf seinen alljährlichen großen Reisen zeichnete er nicht bloß Landschaften, sondern mit noch größerer Vorliebe die berühmtesten Kirchen und Dome des weiten deutschen Vaterlandes. In Thüringen gab es nicht leicht eine Kirchweih, eine musikalische oder litterarische Gedenkfeier, wo er nicht dabei sein mußte; noch als hoher Siebziger hat er sich aufgemacht, um die Bergwelt Oberbayerns und Tirols kennen zu lernen. In dieser unerschöpflichen Genußfähigkeit, in der leutseligen Freude am Menschenverkehr, wie in seinem irenischen Optimismus ist er mir allezeit als Ideal erschienen."

Die Magdeburger Erinnerungen des Knaben Grosse erscheinen nicht minder fesselnd und abwechslungsreich, als die eben berührten thüringischen, wenn sie auch nicht von so goldenem Licht umwoben sind. Eine gewisse Überbürdung fand sowohl am Gymnasium zum Kloster unserer lieben Frauen, als am Domgymnasium statt; der Verfasser schreibt ihr die Schuld zu, daß seine körperliche Entwickelung um Jahre zurückgeblieben sei, daß er noch mit 18 Jahren ein großes Kind war. Der erste künstlerische Trieb regte sich bei Julius Grosse in leidenschaftlicher Farbenfreude, in der Lust, nach eigener Erfindung zu zeichnen und zu malen. „Ich glaube, es gab keinen Helden der Kreuzzüge und keine Schlacht von Sempach bis Roßbach, die nicht auf figurenreichen Kompositionen verherrlicht worden. Von Wasserfarben kam ich bald zum Pastellbild, vom Pastell zur Ölmalerei, und zwar mit mühsam selbstgeriebenen Farben. Den größten Umschwung erlebte ich, als ich, etwa 15 Jahre alt, die ersten Versuche in Portraitieren machte und sie gelingen sah. Dies Gelingen wirkte wie eine berauschende Offenbarung und Entdeckung, die mich mit Wonne und Selbstvertrauen erfüllte. Alles wurde gemalt, von der alten Frau Löffler und ihrer Haushälterin bis zum kleinen, verwachsenen Hausschneider, selbstverständlich alle Nachbarn und Lehrer, selt-